

HERMANN JOSEF SPITAL

Kirche und Öffentlichkeitsarbeit

Es ist mir eine große Ehre und Freude, daß ich bei der diesjährigen Tagung der Stiftung Gesellschaft für Rechtspolitik das Schlußreferat halten darf. Ich bedanke mich für die Einladung.

Das, was ich zu sagen habe, möchte ich in drei Abschnitte gliedern. Ich möchte sprechen

1. über die *Ortlosigkeit des Menschen in der heutigen Gesellschaft*,
2. über *Information und Konfession als unverzichtbare Elemente der Bildung in einer Mediengesellschaft*, und
3. über die *Aufgabe der Kirche in der heutigen Gesellschaft*.

Ich beginne mit meinen Ausführungen zur Ortlosigkeit des Menschen in der heutigen Gesellschaft.

Die Ortlosigkeit des Menschen in der heutigen Gesellschaft

Wir Menschen in der westlichen Gesellschaft sind in eine eigenartige „Ortlosigkeit“ geraten. Wir schwimmen in einer Fülle von Erkenntnissen, Informationen, Sinnangeboten und Verhaltensweisen, ohne daß sich der Maßstab dessen, was richtig ist, zeigt; alles ist gleich richtig – und das heißt auch, alles ist gleich falsch.

Man kann den Weg, auf dem wir zu dieser Ortlosigkeit gelangt sind, nachzeichnen: Er besteht aus einer Reihe von großen und kleinen Aufklärungsschritten, von denen ich hier nur die großen erwähne. In einer animistisch denkenden Gesellschaft glaubten die Menschen, daß hinter jeder Naturerscheinung, hinter jedem Strauch ein „Gott“ stünde und daß die Elemente der Welt als beseelt verstanden werden müßten. Um 500 v. Chr. haben die griechischen Philosophen diese Sicht in Frage gestellt; sie haben sich frei gemacht von dem Glauben an die Dämonen hinter den Erscheinungen der Welt, die ihre Vorfahren durch magische Praktiken zu beeinflussen suchten. Statt dessen haben sie die Welt als einen geordneten Kosmos erkannt und sich selbst als Teil dieses Kosmos verstanden. Gott wurde als der „unbewegte Beweger“ verstanden, von dem alles seinen Ursprung nimmt.

Ein weiterer Aufklärungsschritt geschah mit dem Beginn der Neuzeit: Man verstand die Welt nicht mehr als einen vorgegebenen Kosmos, der Ehrfurcht und ein Sich-Einfügen erwarten könne, sondern man begann mit dem Kosmos, mit der Welt zu

experimentieren. Mehr und mehr wurde der Kosmos von einem bergenden Haus, in dem man selbst zwar eingebunden, aber auch behütet war, zu einem Material menschlichen Machens.

In der französischen Aufklärung schließlich sah sich der Mensch endgültig als die Mitte der Welt; er nahm die Gestaltung der Welt kraft eigenen Könnens in die Hand und stellte sich selbst ins Zentrum. Die menschliche Vernunft wurde zu Göttern erklärt.

Der letzte große Aufklärungsschritt bestand dann darin, daß der Mensch nach sich selber fragte; es ging ihm nicht mehr um die Erkenntnis der vorgegebenen Welt, er fragte nicht mehr „Wie ist die Welt eigentlich?“ – sondern er konzentrierte sich nun radikal auf sich selbst und stellte die Frage: „Was ist die Welt wert?“ Die so gestellte Wertfrage aber ist absolut subjektiv; es kann für den einen etwas wertvoll sein, was für den anderen durchaus unwertig ist. Mit dem Schritt zur Wertfrage hat der Mensch endgültig den Schritt zu sich selbst hin getan; in den unterschiedlichen „analytischen“ (Analyse heißt Auflösung) Aufklärungsprozessen hat er sich Stück für Stück aus allen vorgegebenen Beziehungen herausgelöst und fand sich nun vor als einer, der absolut allein, einsam und auf sich selbst zurückgeworfen ist.

Um das noch ein wenig zu verdeutlichen, greife ich auf die bekannte Regel zurück, nach der die Einzelentwicklung eines Lebewesens die Stammesentwicklung widerspiegelt. Die soeben beschriebene Entwicklung der westlichen Philosophie läßt sich durchaus vergleichen mit der Entwicklung eines Kindes: Es wird geboren in einer symbiotischen Gemeinschaft mit der Mutter und auch mit dem Vater; das Kind nennt sich so, wie die Eltern es nennen: „Peter will dies“ – „Peter will das“. Wenn das Kind lernt, „Ich“ zu sagen, tut es einen markanten Entwicklungsschritt: Es löst sich aus der symbiotischen Gemeinschaft mit den Eltern und stellt sich den Eltern als beginnende eigene Person gegenüber.

Im Laufe der Entwicklung gewinnt der Mensch immer mehr an Selbständigkeit, indem er sich Stück für Stück herauslöst aus der Eingebundenheit in seine Herkunftsfamilie. Der letzte Schritt ist dann die Zeit, die wir als Pubertät zu kennzeichnen pflegen. Der Mensch reift zu einem jungen Erwachsenen heran und wird sich seiner Freiheit endgültig bewußt.

Diese Freiheit stellt ihn nun allerdings vor große Aufgaben: Er muß die Gestaltung seines Lebens sowohl im äußeren beruflichen wie auch im inneren persönlichen Bereich in die Hand nehmen. Er muß Beziehungen aufnehmen und sich entscheiden, ob und mit wem er eine Familie gründen will. Während die Entwicklungsschritte von seiner Geburt an sozusagen aus innerer Notwendigkeit und innerem „Drang“ heraus vollzogen wurden, so trägt dieser aus sich selbst wirkende Entwicklungstrieb in Zukunft nicht mehr: Der Mensch muß sich (mühsam) entscheiden, wie er sein Leben gestalten will.

Wenn man diesen Lebensweg des einzelnen mit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft vergleicht, so sind wir nach den beschriebenen Aufklärungsschritten heute Gesellschaft in der beginnenden Adoleszenz: Wir haben die in unserer menschlichen Natur und damit auch in unserer gesellschaftlichen Entwicklung angelegte Dy-

namik zu immer mehr Freiheit hinter uns; der Mensch ist sich seiner Freiheit bewußt und seine Würde gilt in der Verfassung als unantastbar.

Die weitere Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens aber ist nun ohne Einbezug der Freiheit der an der Gesellschaft beteiligten Individuen nicht mehr möglich. Die Menschen lassen nicht mehr einfach etwas mit sich machen; sie wollen selber (mit)entscheiden können und beteiligt sein. Darum haben wir die demokratische Staatsform entwickelt. Sie soll ja genau das leisten: das gesamtgesellschaftliche Leben unter größtmöglicher Einbeziehung der Einzelindividuen zu formen und zu bewältigen.

Im Umbruch der Moderne sind wir zugleich eine Medien- und Informationsgesellschaft geworden; die Auffassungen der Menschen sind plural und jeder nimmt für sich als Wahrheit in Anspruch, was ihm gerade am einleuchtendsten ist. Man kann die Situation vergleichen mit einem in die Ebene gefallenem Mobile; bevor dessen Bindung zum einen und einzigen Aufhängungspunkt abgerissen war, konnten alle Elemente frei im Raum schwingen. Sie waren miteinander im Spiel – dabei hatte jedes einzelne seine Bewegungsfreiheit, aber auch seinen festen Ort. Nachdem nun die Fäden nach oben hin abgeschnitten sind, nachdem die eine tragende Anbindung, von der alle weiteren Anknüpfungen abhängig waren, gelöst ist, fallen alle Elemente in die Ebene hinunter. Sie verhaspeln sich in ihren Gebundenheiten, behindern sich gegenseitig, und keines kann mehr schwingen, wie es das im geordneten und geordneten System konnte.

Alles ist diffus geworden; durch die moderne Biotechnologie ist der Mensch nun auch noch in einer weiteren Dimension auf sich selbst zurückgeworfen. Auch sein Leben und sich selbst muß nun der Mensch scheinbar nicht mehr hinnehmen: Durch pränatale Diagnostik, durch Gentechnik bis hin zum Klonen von Menschen greift er tief in sein eigenes Werden ein. Es stellt sich die Frage, woher er die Maßstäbe für sein Handeln nehmen soll. Gesundheit, Glück auf dieser Erde, Ernährungssicherheit, Wohlstand: Das alles sind plausible Ziele. Die Tatsache des Sterbenmüssens allerdings läßt jedes einzelne dieser Ziele und auch die Gesamtheit solcher Zielvorstellungen zerschellen. Angesichts des Sterbenmüssens, auf das wir alle zugehen, hält keiner dieser Maßstäbe stand. So ist der Mensch ort- und orientierungslos geworden. Das Leben hat keinen Sinn mehr. Die eine, alles übrige tragende Bindung an Gott, ist durch nichts zu ersetzen.

In dieser diffusen Situation verfallen alle bisherigen milieugesetzten Strukturen; der Mensch besinnt sich auf seine persönliche Würde. Er versteht sich grundlegend von sich selbst her. Demgemäß heißt es im Artikel 1 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ In diesem Satz wird der Mensch als einzelner gesehen. Konsequenterweise heißt es dann in Absatz 1 und Absatz 2 des Artikels 2 jeweils: „Jeder hat das Recht ...“

Nachdem sich der Mensch in früheren Kulturen von seiner Sippen-, Stammes- oder Volkszugehörigkeit her definiert hat, definiert er sich heute grundlegend von sich selbst her. Und damit komme ich zu meinem *zweiten* Absatz:

Information und Konfession als unverzichtbare Elemente der Bildung in einer Mediengesellschaft

Wenn wir von jemandem sagen, daß er sich etwas einbilde, dann empfinden wir das als ein negatives und abwertendes Urteil.

Diese negative Wertung hängt damit zusammen, daß wir mit der zitierten Bemerkung zum Ausdruck bringen wollen, daß derjenige, den wir als eingebildet bezeichnen, sich etwas über sich selbst vorstellt, das nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Einen solchen Vorgang muß man natürlich negativ bewerten.

Es wäre aber ein völliger Fehlschluß, wenn man daraus folgern würde, daß man sich nie etwas einbilden darf. Das Gegenteil ist eher der Fall: Wir können überhaupt nur als Menschen leben in dieser Welt, wenn wir uns die Realitäten dieser Welt in einer zutreffenden Weise innerlich „eingebildet“ haben und stets neu und weiterführend „einbilden“.

Lassen Sie mich als Beispiel auf die Sprache hinweisen: Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß in der englischen Sprache die Schnecken, die ein Haus auf dem Rücken tragen, mit einem anderen Begriff bezeichnet werden als diejenigen ohne Haus. Daraus folgt: Für das englische Kind ist eine Schnecke ohne Haus ein anderes Tier als die Schnecke mit Haus – einfach deswegen, weil die Sprache diese mit einem anderen Begriff benennt.

Man kann sagen, daß die Worte, durch die unsere Sprache die Dinge der Welt benennt, Mechanismen sind, die in uns ein bestimmtes Bild, eine bestimmte Vorstellung bewirkt haben zu der Zeit, als wir die Sprache gelernt haben – daß also jedes solcher Worte im Grund eine Einbildung bewirkt hat. Daß dabei auch unser Gesichtssinn wesentlich mitbeteiligt ist, nenne ich hier – ich will es aber an dieser Stelle nicht weiter ausführen.

Ebenso übrigens wie für unsere grundlegenden Einstellungen sind wir auch für unsere „Ein-Bildungen“ verantwortlich. Wir müssen daran arbeiten, daß das Bild, das wir uns von unserer Welt und von der Wirklichkeit, in der wir leben, machen, stimmig ist. Zwei Grundvoraussetzungen, die wir bei der Bewältigung der Herausforderungen unserer Zeitsituation zu beachten haben, möchte ich nun nennen.

Ich beginne mit einem Beispiel aus der Heiligen Schrift (vgl. Mt 16, 13–20). Ihnen allen ist der Text vertraut, in dem berichtet wird, daß Jesus seine Jünger danach fragt: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Das ist eine Informationsfrage, und die Jünger geben ihrem Meister die gewünschte Information. Sie sagen: „Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten.“ Das ist eine Sachinformationsfrage, die von den Jüngern sachlich beantwortet wird. Im weiteren Verlauf dieses Textes aber schlägt der Ton spürbar um. Jesus fragt: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ In dieser Frage geht es nicht mehr um eine Sachinformation; hier wird vielmehr eine Stellungnahme eingefordert. Jesus fragt nicht etwa: „Was meint ihr denn, wer ich sein könnte?“ – Eine solche Formulierung hätte man noch mehr oder weniger als Informationsfrage bezüglich einer so oder andersge-

arteten Meinung der Jünger auffassen können. Aber so fragt Jesus eben nicht. Er fragt vielmehr eindeutig: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ – Damit ist ein Bekenntnis der Jünger herausgefordert.

Petrus versteht das sofort und antwortet entsprechend: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Das ist nicht mehr freibleibende Wiedergabe einer bestimmten Meinung, das ist vielmehr eine Confessio, die Konsequenzen für das Leben einschließt.

Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil ich der Überzeugung bin, daß damit etwas für unsere Situation Grundlegendes verdeutlicht werden kann. Information und Konfession, Wissenserwerb in konsequenter Wirklichkeitsbezogenheit einerseits und Befähigung zu persönlicher Stellungnahme, zu verbindlichen Beziehungen, zur Übernahme von Verantwortung andererseits: Das sind die zwei Säulen, auf die sich heute jegliche Bildung des Menschen stützen und beziehen muß.

Auf beide Säulen kommt es an; man kann nicht die eine sozusagen durch die andere ersetzen wollen. Das würde der Situation des Menschen in der Welt nicht gerecht.

Wir leben in einer Wissens- und Informationsgesellschaft: Das ist wohl wahr. Die Luft ist voll von Nachrichten und Informationen; man wird davon geradezu überschwemmt und hat Mühe, nicht zu einem Schilfrohr zu verkommen, das von jedem Winde hin und her geweht wird. Man hat Mühe, sich zu orientieren – und angesichts dieser Mühe ist mancher in Versuchung, sich einfach dem jeweiligen Meinungsstrom anzupassen und jedem eindeutigen Bekenntnis auszuweichen.

Daß wir dahin gekommen sind, hat neben den schon genannten philosophischen auch historische Ursachen, die ich nicht verkennen will. Wir haben in Europa Konfessionskriege erlebt und konnten uns nur mühsam zu einem Verständnis von Religionsfreiheit durchringen, wie es das Zweite Vatikanische Konzil verkündet hat. Konfession und Konfessionalität im hergebrachten Sinne sind darum gesellschaftlich verpönt.

Konfessionskriege sind schrecklich – und niemand wünscht sich die Haltungen zurück, die zu so etwas geführt haben. Andererseits ist aber auch die Orientierungslosigkeit schrecklich; wenn niemand mehr weiß, wo er hingehört, ist ein gutes menschliches Miteinander auch unmöglich. Wenn ein so kompetenter Diagnostiker wie Karl Jaspers unsere Gegenwart als ein „Zeitalter der Angst“ charakterisiert hat, dann ist sicher eben diese Orientierungslosigkeit einer der wichtigsten Gründe dafür. Angst schwächt den Lebenswillen des Menschen, lähmt seine Initiativkraft und stürzt ihn in eine Fülle von Selbstzweifeln. [Da ist zwar – wie der Münchener Fundamentaltheologe Eugen Biser einmal schreibt – dem Menschen vielleicht noch an Besitz und Position etwas gelegen, „nicht mehr aber an sich selbst“; er empfindet vielmehr sein Dasein eher als Last, wenn nicht gar als Zumutung.]

Beide Erscheinungen – Antikonfessionalität und Orientierungslosigkeit – haben ihre Ursache darin, daß man eine der beiden Säulen auf Kosten der anderen in den Vordergrund zu stellen suchte. Um den „Konfessionskämpfen“ zu entgehen, hat man versucht, Wissen und Nachrichten sozusagen „freibleibend“ zu vermitteln und zu verkaufen; derjenige, der etwas zu vermitteln hatte, zeigt sich betont uninteressiert daran, was der Empfänger des ihm vermittelten Wissens oder der ihm übermittelten

Nachricht damit anfängt. Dafür Verantwortung zu übernehmen, wies man weit von sich. Man informiert „unabhängig“!

Dementsprechend läßt sich auch auf der Seite derjenigen, die sich Wissen vermitteln lassen oder Nachrichten empfangen, ein Trend ausmachen, möglichst viel, wenn nicht alles, wissen zu wollen und gleichzeitig all das „freibleibend“ zu erlangen: Man konsumiert Wissen und Nachrichten. Auf diese Weise aber verkommt man in Unverbindlichkeit und Beliebigkeit.

Wir Christen aber wissen darum, daß Gott der Schöpfer dieser Welt ist. Er trägt die ganze Wirklichkeit. Und weil die ganze Wirklichkeit von Gott her kommt, ist sie für uns verbindlich. Mit Recht kommentiert der österreichische Schriftsteller Matthias Mander den Begriff „Nachricht“ als etwas „Zum-sich-danach-Richten“. Und das gilt selbstverständlich ebenso von allem Wissen, das wir erlangen. Wir sind in dieser Welt auf einen Weg gestellt, der einen Anfang und ein Ziel hat. Und die uns geschenkte Zeit will „ausgekauft“ werden, wie es im Epheserbrief einmal heißt.

Verehrte Anwesende, Information und Konfession, Wissenserwerb und Befähigung zu persönlicher Stellungnahme – nur wenn wir beides miteinander verbinden, ist unser Miteinander in unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft zukunftsfähig. Damit komme ich zu meinem *dritten und letzten Abschnitt* über die Aufgabe der Kirche in der heutigen Gesellschaft.

Die Aufgabe der Kirche in der heutigen Gesellschaft

Sie alle wissen, daß der vor über zwei Jahrzehnten erschienene Bericht des „Club of Rome“ über die „Grenzen des Wachstums“ der Menschheit zum Bewußtsein gebracht hat, „daß durch wirtschaftliche Aktivitäten die Ressourcen verbraucht werden, von denen die menschliche Existenz abhängt“.

Nun ist – vor einem Jahr etwa – von der Bertelsmann-Stiftung unter der Leitung von Peter L. Berger eine Studie erschienen, die mit eindeutiger Anspielung auf den damaligen Bericht den Titel trägt: „Die Grenzen der Gemeinschaft“. Die Fragestellung, die übrigens im Zusammenwirken mit dem Club of Rome ausgearbeitet worden ist, finde ich ungewöhnlich aktuell und spannend.

Worum es geht, mache ich deutlich mit einem Zitat aus der Einleitung des genannten Buches: „Eine vergleichbare Aufgabe steht uns nunmehr bevor: Wir müssen uns darüber klar werden, daß es nicht nur Grenzen des Wachstums gibt, sondern auch Grenzen der sozialen Kohäsion, von denen unser Überleben als Menschen unter friedfertigen gesellschaftlichen Bedingungen abhängt. Dieser Bericht will dem Club of Rome und der Öffentlichkeit die Botschaft vermitteln, daß wir alle mit den kulturellen Ressourcen unserer Gesellschaften, mit Normen, Werten und gesellschaftlichen Grundhaltungen auf sehr sensible und sorgfältige Weise umgehen müssen“ (a. a. O. S. 13).

Ohne Zweifel sind hier die Religionen, in unserer Gesellschaft die Kirchen, gefragt.

Um zu verdeutlichen, worum es geht, greife ich noch einmal auf meine Ausführungen im ersten Absatz dieses Vortrags zurück. Ich hatte dort gesprochen von der Ent-

wicklung der Menschheit in einzelnen Aufklärungsschritten; und hatte diese Entwicklung auch mit der Entwicklung des Einzelmenschen in Parallele gesetzt.

Bei diesen Ausführungen habe ich einen wesentlichen Gesichtspunkt ausgelassen: In der Geschichte der westlichen Welt ist in diese horizontale Entwicklung ein vertikales Ereignis eingebrochen, so daß man später die Jahrhunderte auf dieses Ereignis hin und von diesem Ereignis her gezählt hat. Ich meine die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth.

Er hat uns die Botschaft gebracht, daß wir Menschen uns als Geschöpfe Gottes, seines himmlischen Vaters, verstehen müssen und dürfen. Darüber hinaus hat er uns durch sein Sterben und sein Auferstehen sowie durch die Ausgießung des Heiligen Geistes am ersten Pfingstfest instand gesetzt, zu unserem Schöpfer „Abba, lieber Vater“ zu sagen (vgl. Röm 8,15). Durch das Erlösungswerk Jesu Christi ist der Mensch neben seinem Eingebundensein in die Schöpfung und in die Geschichte der Welt zugleich „gottunmittelbar“ geworden; er darf sich selbst als Kind Gottes verstehen.

Dieses Selbstverständnis des Menschen hat das Abendland geprägt; nur von daher kann der Mensch sich die „unantastbare Würde“ zuschreiben, von der das Grundgesetz spricht.

Selbstverständlich übersehe ich nicht, daß viele Menschen heute nicht mehr bereit sind, das so zu sehen. Daß allerdings die Überzeugung von der Würde eines jeden einzelnen ohne diese konkrete Geschichte weder zu begründen noch zu verstehen ist, scheint mir offenkundig zu sein. Unser Personbegriff leitet sich aus der durch Jesus Christus geschehenen Offenbarung des einen Gottes in drei Personen ab.

Ohne daß ich dem an dieser Stelle weiter nachgehen kann, möchte ich auf einen anderen Punkt zu sprechen kommen. Jesus von Nazareth sagt von sich: „Ich bin die Wahrheit“. Da geht es ganz offensichtlich um eine andere Art von Wahrheit, als um die Kenntnisnahme irgendwelcher Sachverhalte; die Wahrheit, die sich dem eröffnet, der auf das Angebot Jesu Christi eingeht, ist Wahrheit als Beziehung.

Wir gehen gewöhnlich davon aus, daß die Wahrheit sich außerhalb unserer selbst von selbst ergibt. Wenn ein Schrank umfällt, weil jemand ihm ein Bein abgesägt hat, dann liegen die Dinge sozusagen offen auf der Hand; man braucht nicht lange zu suchen – um die Erfassung solcher Wahrheiten muß man sich auch nicht im eigentlichen Sinn mühen: Wo klar ist, was und warum etwas passiert ist, braucht das Geschehene nur noch zutreffend formuliert zu werden.

Wahrheiten dieser Art nenne ich „Gegenstandswahrheiten“. Solcher Wahrheit liegt jeweils ein Sachverhalt zugrunde. Wer die Sache kennt, muß sich um wahrheitsgemäße und zutreffende Aussagen nicht sonderlich mühen.

Mathematische Sätze sowie technische Vorgänge z. B. gehören zur Wahrheit im Bereich der Sachverhalte.

Neben den Wahrheiten, durch die Sachverhalte gekennzeichnet werden, und die ich als Gegenstandswahrheiten benannt habe, gibt es aber auch die Wahrheit in der Beziehung zwischen Personen. Solche Beziehungswahrheit ist gemeint, wenn Jesus davon spricht, daß er die Wahrheit sei.

Davon ist aber auch die Rede, wenn Jesus im hohepriesterlichen Gebet sagt: „Vater, die Stunde ist da. Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrlicht. Denn du hast ihm Macht über alle Menschen gegeben, damit er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben schenkt. Das ist das ewige Leben: dich, den einzigen wahren Gott, zu erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast“ (Joh 17, 2f.).

Nach diesem Satz besteht das ewige Leben in einer Erkenntnis: nämlich in der Erkenntnis von Vater und Sohn. Erkennen ist aber auf Wahrheit ausgerichtet – wenn man das bedenkt, kann man sagen: Wer Vater und Sohn erkennt und dadurch in Beziehung zu ihnen tritt, gelangt zur Wahrheit

Beziehungswahrheiten sind anderer Art als Gegenstandswahrheiten; und demgemäß unterscheiden sich auch die „Gewißheiten“, die sich aus der Kenntnisnahme von Sachverhalten oder aber aus personalen Beziehungen ergeben.

„Objektive Gegenstandsgewißheit“ und „personale Beziehungsgewißheit“ sind von ganz unterschiedlicher Art; man kann die „objektive Gewißheit“ des Gegenstandsdenkens zur „eigentlichen oder gar einzigen Sicherheit“ erklären. Das ist im Westen weithin geschehen, weil man objektive Erkenntnisse „feststellen“ und als Feststellungen weitergeben kann. So geschieht es z.B. in der klassischen Mechanik wie auch in der experimentellen Wissenschaft. Aber ist eine solche einseitige und bevorzugende Einschätzung „gegenständlicher Gewißheit“ menschengemäß? Ich sage nein!

Denn für das personale menschliche Zusammenleben, für das Gelingen menschlichen Lebens überhaupt, sind die „Beziehungsgewißheiten“ von erheblich größerer Bedeutung; nur in ihnen gewinnt der Mensch das für ihn lebensnotwendige „Grundvertrauen“, solche Beziehungsgewißheiten lassen sich allerdings nur im Vollzug einer Beziehung gewinnen und sind insofern mit Risiken verbunden; denn Beziehungen kann und darf man nicht experimentieren.

Selbstverständlich aber kann doch „risikofreie“ und „experimentelle Feststellungsmöglichkeit“ kein Leitmaßstab für das außer im Tod niemals „festzustellende“ Menschenleben sein. Der Mensch bedarf einer „Festigkeit“ anderer Art, weil er ein Beziehungswesen ist.

Eine Folge des hier genannten beziehungsorientierten Denkens muß es sein, daß man die „Beziehungsgewißheit“ der im gegenstandsbezogenen Denken gesuchten „objektiven Gewißheit“ an die Seite stellt. Die beiden Formen von Gewißheit beziehen sich auf qualitativ unterschiedene Wirklichkeitsbereiche und sind deshalb nicht zu vermischen. Dabei sind die „Beziehungsgewißheiten“ für den Menschen als Menschen heilend und tragend; die „Gegenstandsgewißheiten“ braucht er lediglich zum Umgehenkönnen mit den Dingen.

Verehrte Anwesende, ich bin der Auffassung, daß der Glaube der Christen nicht in erster Linie eine bestimmte Anschauungsweise dieser Welt und Wirklichkeit ist, sondern in seinem tiefsten Kern die Fähigkeit, „in Verbundenheit mit Gott durch Jesus Christus im Heiligen Geist“ zu leben. Das macht die formulierbaren Inhalte unseres Glaubens keineswegs überflüssig; man kann nicht in Verbundenheit mit jemandem leben, von dem man nichts weiß. Aber angesichts der Geheimnishaftigkeit Gottes, die

auch nach der Offenbarung bleibt, werden die formulierbaren Inhalte in eine vorletzte Position gerückt: Sie sind sozusagen Brücken, die das Eigentliche, um das es geht, nämlich das Leben in Verbundenheit mit Gott, ermöglichen.

Die Verbundenheit eines Menschen mit Gott ist aber immer eine je personale; jeder muß sie auf die ihm je eigene Weise gestalten und leben.

Um formulierbare Inhalte kann man sich streiten und Konfessionskriege führen; wer dagegen das Leben in Verbundenheit als das Eigentliche ansieht, um das es geht, wird dem je eigenen Weg des einzelnen mehr Raum geben müssen. Das sagt das Dekret über die Religionsfreiheit des Zweiten Vatikanischen Konzils mit aller Deutlichkeit.

Hier tun sich meiner Auffassung nach neue Möglichkeiten auf, die allerdings die Kirchen auch ganz neu in Pflicht nehmen. Es geht darum, daß wir erstens deutlich machen, daß man sehr wohl tolerant sein kann, ohne seinen eigenen Standpunkt, nämlich seine je konkrete Beziehung zu Gott, zu relativieren. Erst wenn man dieser Erkenntnis den ihr zukommenden Raum einräumt, werden wir im ökumenischen Gespräch Wege in die Zukunft finden, – jedenfalls ist das meine Überzeugung.

Das Gesagte bedeutet zum zweiten, daß es auf Dauer nur dann ein friedliches Zusammenleben der unterschiedlichen Menschen geben kann, wenn das, was ich als „personale Verbindlichkeit“ bezeichnen möchte, unter den Menschen wieder Ansehen und Wert gewinnt. Ohne solche Verbindlichkeit und Treue wird die Menschheit unweigerlich zu einer Konsum- und Beliebigkeitsgesellschaft degenerieren, in der alle einander zu Konkurrenten werden und die Starken auf Kosten der Schwachen das Feld beherrschen.

Und darum müssen drittens wir Kirchen uns in Pflicht nehmen lassen, in unseren Gemeinden neuartigen Vergemeinschaftungen wie Gesprächsgruppen, Familiengruppen, Bibelgesprächsgruppen unterhalb der territorialen Gemeindeebene Raum zu geben, damit die Menschen die Möglichkeit haben, zu ihrem je personalen Profil in ihrer Beziehung zu Gott zu finden. Das gelingt nämlich nicht ohne Gesprächsaustausch in einem vertrauten Raum bzw. einer vertrauten Gruppe.

Das klingt vielleicht ausgesprochen utopisch, ist es aber nicht; ich bin vielmehr der Überzeugung, daß die heutige Situation mit der spätantiken Situation, in die die Apostel hinein gesandt worden sind, durchaus vergleichbar ist. Angesichts des geradezu chaotischen Meinungswirrwarrs suchen immer mehr Menschen nach Orientierung und innerer Lebensausrichtung. Wenn es uns Christen gelingt, auf diese Suche Antwort zu geben, können wir neue Ressourcen des friedfertigen Zusammenlebens an die Stelle der verbrauchten Ressourcen der mittelalterlichen Christenheit setzen.

Man könnte die Frage nach der Aufgabe der Kirche also durchaus beantworten mit dem Satz: Die Kirche soll sie selber sein, sie soll das tun, was ihr von Anfang an aufgegeben ist: sie soll die Menschen zu Jüngern machen. Das Recht, dem sich Ihre Stiftung verpflichtet weiß, kann die heutigen Fragen und Probleme der Menschen nicht lösen; wohl aber kann es den Raum des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen so gestalten, daß die Menschen in ihrer gesellschaftlichen und je persönlichen Situation die Möglichkeit haben, nach der Sinnentscheidung ihres Lebens zu suchen. Die Kir-

chen können zu dieser Entscheidung verhelfen; abnehmen können sie diese Entscheidung dem Menschen selbstverständlich nicht.

Erlauben Sie mir abschließend eine Verdeutlichung dessen zu geben, um das es geht. Der französische Dichter Eugen Ionesco hat einmal geschrieben: „Ich bedauere nur eines, geboren zu sein; Sterben, so fand ich immer, ist eine so lange und mühselige Sache.“ In einem solchen Wort kommt zum Ausdruck, daß der Weg des Menschen zwischen Geburt und Tod ein Weg voller Mühsal sein kann; wer sein Sterbenmüssen nicht annehmen kann, in dessen Leben liegt ein Schatten über jeder möglichen Freude. Der Philosoph Jean-Paul Sartre formuliert noch entschiedener: „Es ist absurd, daß wir geboren werden, es ist absurd, daß wir sterben.“ Der unvergeßliche Papst Johannes XXIII. dagegen schreibt: „Jeder Tag ist ein guter Tag, geboren zu werden; jeder Tag ist ein guter Tag, zu sterben.“

Wenn man diese drei Sätze nebeneinander stellt, wird sofort spürbar, wie himmelweit die Lebenseinstellungen voneinander entfernt sind, die sich in solchen Sätzen niederschlagen. Darüber hinaus zeigt sich, daß die religiöse Überzeugung eines Christen die Lebenseinstellung auch im Blick auf das Sterbenmüssen hell machen kann. Denn der Christ hat nicht nur ein Konzept für sein Leben, sondern auch ein Konzept für sein Sterben – und gerade das macht sein Konzept menschlich und lebbar.

Ich danke Ihnen.